

Mutmassung über die ideale Heimat : Nachbarschaft erleben

Autor(en): **Camartin, Iso**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **86 (1991)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-175488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mutmassungen über die ideale Heimat

Nachbarschaft erleben

von Prof. Dr. Iso Camartin, Universität Zürich

Wie der Mensch sich «menschengerecht» in der Welt einrichtet, wie er seine Umgebung gestaltet und für sein soziales Wohlbehagen sorgt, kann nicht nur den Siedlungsexperten, Stadtplanern und Soziologen überlassen bleiben. Als Betroffene haben wir hier alle unser Wörtchen mitzureden. Gibt es zum Beispiel für das «flexibelste Tier», das der Mensch ist, Grenzen und Begrenzungen seines Lebensraumes, die er mit Vorteil für sich und alles andere auf der Welt beachtet?

Ruth Tassoni schildert in «Erinnerungskapsel» einfühlsam das Los einer Emigrantin, die widrige Zeitumstände durch die Länder gescheucht haben und die, nach Jahren der Unstetigkeit, sich fragt, was für sie nun eigentlich «Heimat» bedeute. Irgendein Land, das sie im Lauf der Jahrzehnte bewohnt hat? Nein, es sei die Strasse jener italienischen Stadt, in der sie nunmehr wohne, und es seien die Menschen,

die wie sie hier leben würden. Zu wissen, dass diese Leute da seien, dass sie einen bemerken, in der Not sich gar um einen kümmern würden, sei das untrügliche Zeichen der Zugehörigkeit und das beste Stück von dem, was wir für die Heimat hielten. Eine erstaunliche Aussage, wie mir scheint, bemerkenswert vor allem deshalb, weil jemand sie macht, der aus der Erfahrung von Vertreibung und Verlust eine

hohe Meinung des ihm vorenthaltenen Gutes haben muss. Das kleine Stück Welt der Wohnstrasse, die Vertrautheit der täglichen Umgebung, vielleicht auch die Normalität einer im Grunde freundlichen nachbarlichen Gesinnung, erst dies macht uns offenbar lebensfähig in der grossen Welt. Erlebte Nachbarschaft wird für jemand, der die Unverlässlichkeit der Heimat in aller Bitternis auszukosten hatte,

«Heimat kann das kleine Stück Welt der Wohnstrasse sein, die Normalität freundlicher nachbarlicher Gesinnung.» (Bild SHS)

«La patrie peut être le petit fragment d'univers qu'est la rue où l'on habite, avec ses amicales relations quotidiennes de bon voisinage.»

zur Garantie dafür, dass die Welt noch nicht ganz aus den Fugen ist.

Gestörte Nähe

Dass nachbarschaftliche Nähe auch verstörte Verhaltensweisen fördern kann, führt uns Kafkas Geschichte «Der Nachbar» (Sämtl. Erzählungen, S. Fischer, 1969, S. 345) unvergessbar vor. Jener junge Mann namens Harras, der eine Wohnung Wand an Wand mit unserem Erzähler mietet, bringt diesen durch seine schiere Anwesenheit um das Geschäft und um die innere Ruhe. Der Verdacht, nebenan einen Konkurrenten zu haben, beunruhigt den seltsamen kafkaesken Geschäftsmann derart, dass nicht nur seine «geschäftlichen Entscheidungen unsicher», sondern auch «seine Stimme zitterig» wird. Er fühlt sich plötzlich nur noch belauscht, listig ausgenützt, durch die Anwesenheit des andern, der sich so verdächtig harmlos gibt, behindert und benachteiligt. Auf zwei Druckseiten führt uns diese Geschichte eine «Pathologie der Nähe» vor, wie man sie nicht bedrohlicher denken kann: es braucht nichts als seinesgleichen nebenan, damit die Welt zur Hölle wird. Wenn Verdacht auf Arglist besteht, wird die unscheinbarste Handlung zur vermuteten Intrige und ein noch so harmloser Bürger zum schlaun Bösewicht. Das beschränkt sich nicht auf städtische Verhältnisse, wo die Anonymität des Nachbarn geradezu alltäglich ist. Das Leiden am unheimlichen Nachbarn gehört ebensogut zu den Merkmalen dörflicher Kulturen, wo man die Leute von ne-

benan ja bis in Intimitäten hinein kennt. Leiden an der Nachbarschaft gibt es in unvorstellbaren Varianten, und man sollte dies nicht vergessen, die Vorteile räumlicher und sozialer Nähe zu beschreiben.

Brücken und Türen

Nachbarschaft kann als ein Geflecht von Wegen angesehen werden, wo die konstitutionelle Umtriebsamkeit des Menschen und seine Lust zu streunen gleichsam «geronnen» sind. Man legt da seine Wege so an, dass sie leicht und zuverlässig zu begehen sind und dass man jene, die man sucht, auch findet. Wir sprechen manchmal metaphorisch von «Brücken» zwischen den Menschen, und Georg Simmel hat die Brücke als eine Art Höhepunkt der Wegfindung angesehen, als die sichtbarste «Ausbreitung unserer Willenssphäre über den Raum». Die Brücke zum Nachbarn: das wäre ein Thema, worüber jeder eine Geschichte wüsste, die man zur Vermehrung der Menschenkenntnisse sich in aller Ruhe anhören sollte.

Doch deutlicher noch als bei dem Begriffen «Weg» und «Brücke» entdeckt Simmel bei der «Türe» ungeahnte Beziehungsmöglichkeiten: «Dadurch, dass die Tür gleichsam ein Gelenk zwischen den Raum des Menschen und alles, was ausserhalb desselben ist, setzt, hebt sie die Trennung zwischen dem Innen und dem Aussen auf.» Während die Mauer oder die Wand «stumm» sind, «spricht» die Türe und lädt zum Kontakt ein. Die Wand begrenzt, die Türe hebt diese Begrenzung teilweise, aber in entscheidender Weise wieder auf. Sie ist eine Möglichkeit, «aus der Begrenzung in jedem Augenblick in die Freiheit hinauszutreten», und ist darum wohl eine der allersinnigsten Erfindungen, die es verdienen, unser Augenmerk zu erhalten. Warum wünschen Kinder manchmal nichts sehnlicher, als dass ein Spalt jener Türe offenbleibe, die sie vor dem Einschla-



Nachbarschaft als ein Geflecht von Wegen, die uns mit andern verbinden (Bild SHS).

Le voisinage en tant que réseau de chemins qui nous relie aux autres.

fen mit der Welt der Erwachsenen verbindet? Wer solche «Gnadenerweisungen» je erfahren hat, wird die Befriedigung und Beruhigung, die von Türen ausgehen, für seinen Lebtage nicht mehr vergessen.

Schwellenort «Hausbank»

In dieser simmelschen Weise wäre also über Nähe und Zugehörigkeit nachzudenken, bevor man sich unbekümmert, wie ich es hier tue, über die menschengerechte Form der Umwelt äussert. Man braucht allerdings kein spekulativer

Kopf zu sein, um zu entdecken, dass ganz alltägliche Einrichtungen unsere sozialen Beziehungen entscheidend zu prägen vermögen. Die besondere Form des Engadinerhauses dürfte wohl den meisten Lesern einigermaßen bekannt sein. Nun gibt es dort vor dem Haupteingang üblicherweise eine ganz wunderbare Einrichtung – man nennt sie «vamporta» – die wie kaum etwas anderes die soziale Stufengliederung des Raumes sichtbar werden lässt. Diese Hausbank ist geradezu ein Schwellenort



Der Brunnen und die Hausbank – Schwellen zwischen privatem und öffentlichem Raum – waren einst sozial wichtige Orte der Beobachtung, des Kommentierens und Lamentierens (Bild Archiv SHS).

La fontaine et le banc devant la maison – traits d'union entre domaine privé et public – étaient jadis des lieux importants d'échange, d'observation, de commentaires et de doléances.

zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum, noch zum Haus gehörig und doch schon halb auf der Strasse. Hier nimmt man in Augenblicken der Ruhe und der Musse Platz, um die Geschehnisse der Umgebung vom eigenen Blickwinkel aus zu verfolgen, hier plaudert man mit den eigenen Leuten wie mit den Nachbarn und den vorbeigehenden Dorfbewohnern, es ist ein Ort des Kommentierens und des Lamentierens, aber auch der stummen Beobachtung, des Brütens und Sinnierens. Er kommt jenen Bedürfnissen entgegen, denen man in südlichen Ländern in der Weise entspricht, dass man vor der Haustür einen Stuhl auf die Gasse stellt und von dort aus für die ganze Umgebung hörbar seinen Reim auf den Lauf der Welt zu machen versucht.

Überhaupt: was eignet sich eigentlich an Begegnungen und Gesprächen, an Freuden und Ärgernissen, wo eine vernünftige Stadtverwaltung oder ein Verkehrsverein Sitzbänke hinstellen lassen, in öffentlichen Anlagen, auf Aussichtsterrassen oder auch nur an Strassen mit lebhaftem Verkehr? Das wäre einmal eine genauere Untersuchung wert. Vielleicht liessen sich die erfreulicheren Seiten dessen, was man einmal voller Stolz den «Bürgersinn» nannte, heute leichter entdecken, wenn es noch so etwas wie eine allgemeine «Vamporkultur» gäbe! Doch man könnte ebensogut fragen: wie müssten die Strassen unserer Nachbarschaft – etwa punkto Verkehr – beschaffen sein, damit eine solche «Vamporkultur» überhaupt möglich ist? Verkehrsberuhigung ist die allerwichtigste Voraussetzung, damit die Strasse wieder zum Ort der Begegnung werden kann.

Gemeinsames Tun

Nun scheint es zunächst einmal zur Qualität des Zusammenlebens beigetragen zu haben, wenn die Menschen einer

bestimmten Gemeinschaft einander nicht bloss geheuer waren, sondern auch miteinander vertraut. «Wer seinem Nachbarn ins Antlitz schaut, sieht sein eigenes Abbild»: so beschreibt Levis Mumford die Situation im frühgeschichtlichen Dorf, und es steht zu vermuten, dass es solche vertrauensbildende Erfahrungen von Ähnlichkeit waren, die dazu führten, dass Dorfgemeinschaften beispielsweise schon sehr früh einen «gemeindlichen Kornspeicher» besaßen. Hätte die allgemeine Annahme geherrscht, der Nachbar, mit dem man die Ernte zusammenlegt, sei grund- und vorzüglich auf Betrug aus, wäre man gewiss zu anderen Formen der Güterverwaltung gekommen.

Nun wird es auch triftige ökonomische Gründe dafür gegeben haben, weshalb man bestimmte Dinge besser gemeinsam erledigte anstatt jeder für sich. Was mir hier entscheidend scheint, ist die kulturgeschichtlich offenbar sehr frühe Erfahrung, dass Strategien der Beteiligung für die Gemeinschaft von Vorteil und für den einzelnen nicht eine Gefahr sind. Bis ins bürgerliche Zeitalter hinein, in isolierteren Gegenden bis zur Moderne, lassen sich in dörflichen Gemeinschaften vielfältige Formen der Partizipation und des «Gemeinwerks» entdecken, die doch eines vor allem belegen: dass der Lebensraum nur dadurch auch lebenswert wird, dass der einzelne nicht isoliert am Rande steht, sondern einen Teil der Bürde, die die Sicherung des öffentlichen Wohls mit sich bringt, übernimmt, damit aber auch an der «Lust am gemeinsamen Tun» partizipiert und so «gefühlsoökonomisch» nicht allzu schlecht für seine Mühe entschädigt wird.

*

PS: Auszug aus einem Vortrag des Autors an einer Tagung des Bündner Heimatschutzes



Au marché – ici à Montreux –, on ne fait pas qu'acheter des denrées, on échange des idées et des sentiments.

Auf dem Markt – hier in Montreux – werden nicht nur Güter ausgetauscht, sondern auch Gedanken und Gefühle (Bild SHS).

Conjectures sur le «chez-soi» idéal

Retrouver le sens du voisinage

par le prof. Iso Camartin, Université de Zurich (résumé)

La façon dont l'homme s'accommode «humainement» du monde, dont il aménage son environnement et pourvoit à son bien-être social, ne peut pas être abandonnée à des experts de l'habitat, à des urbanistes et à des sociologues. Tous concernés, nous avons tous notre mot à dire. Y a-t-il par exemple, pour l'«animal le plus adaptable» qu'est l'homme, des limitations de son espace vital qu'il respecte aussi bien pour son propre avantage que pour celui de tout le monde?

Ruth Tassoni, dans un de ses livres, a décrit avec sensibilité le sort d'une émigrante qui, après bien des errances, se demande où est véritablement sa patrie, son «chez-soi» (Heimat). Finalement, ce ne sont aucun des pays où elle a séjourné, mais la rue italienne où elle habite maintenant, où elle sent qu'on lui prête attention et qu'on lui donnerait un coup de main dans l'adversité. Il est vrai que Kafka, dans «Le Voisin», a montré au contraire l'obsession pathologique de celui qui se sent observé, voire soupçonné, par celui qui est de

l'autre côté de la cloison. Ce phénomène n'est d'ailleurs pas propre aux villes et à leur anonymat; il existe jusque dans les villages où chacun se connaît. Et l'on ne peut en faire fi lorsqu'on s'attache à montrer les avantages de la proximité spatiale et sociale.

Le voisinage humain a été comparé à un réseau de chemins qui se croisent, ou à un pont, ou encore à la porte qui est à la fois une séparation et une possibilité de communication avec l'extérieur. A ce propos, l'entrée principale de la maison engadinoise offre une

image très parlante: c'est la «vamporta», sorte de prolongement en pierre de la maison, perpendiculaire à la façade et où se trouve un banc de bois; c'est comme un trait d'union entre l'intérieur et l'extérieur, un seuil d'où l'on peut observer ce qui se passe au dehors, bavarder avec les voisins ou les passants, et aussi méditer en silence. C'est l'équivalent de la chaise que, dans les pays méridionaux, on place près de sa porte d'entrée pour participer à la vie de la ruelle.

Il y aurait une intéressante enquête à faire sur ce qui se passe, dans les rapports sociaux, là où un administration municipale avisée, ou une société de développement, place des bancs en divers lieux publics. On comprendrait peut-être plus facilement ce qu'a été jadis la vie communautaire. Mais pour faire renaître une telle «culture de la vamporta», une condition essentielle serait d'abord que les rues fussent épargnées par la grande circulation.

De toute façon, pour recréer une véritable communauté, il faudra que chacun puisse se sentir vraiment «participant», la base des rapports humains étant la confiance. Comment expliquer autrement, par exemple, que certaines communautés villageoises aient eu très anciennement déjà des réserves de céréales communes? C'est impossible à concevoir si l'on soupçonne la tricherie chez le voisin avec qui l'on a engrangé la récolte. Mais des raisons économiques expliquent aussi que certaines choses soient plus faciles à faire en commun qu'en agissant chacun pour soi; l'expérience a été faite très tôt qu'une stratégie commune est avantageuse à la communauté et ne fait pas courir de risques à l'individu. Mieux: l'espace vital est d'autant plus «vivable» que l'homme ne reste pas isolé, mais contribue à la tâche commune en prenant sa part du fardeau, et en étant dédommagé de sa peine par le plaisir de participer.